

:: MIGRA ARBEITERKIND ::

Wir sind viele

Amanda Oiza Bucknor

Als ich 2016 in Frankfurt anfang zu studieren, war ich sehr aufgeregt und darauf gespannt, was mich erwarten wird. Große Vorlesungssäle, interessante Vorlesungen, das Leben auf dem Campus, generell das Studierendenleben, kritische Lesekreise, politische Auseinandersetzung mit mir und mit der Welt. Als erstes Kind in meiner Familie studieren zu können, machte mich stolz. Nach vielen Absagen und Zweifeln daran, ob ich angesichts meines Migrationshintergrunds und der damit zusammenhängenden Chancenungleichheit in der Bildung überhaupt für das akademische Leben gemacht bin, wurde ich an der Goethe-Universität für einen Studiengang angenommen. Der klang zwar spannend, hat mir aber nicht wirklich Wissen oder Sicherheit darüber gegeben, was ich später mal damit machen könnte. Der Brief mit der Zusage flog ins Haus und die Wohnungssuche in Frankfurt ging los. Zu lange Wartezeiten auf ein Zimmer in überfüllten Studierendenwohnheimen brachten mich zu einer Zwischenmiete bei einer Person, die ich über das Internet kennengelernt hatte. Mit den vom BAföG-Amt ausgerechneten 180 Euro im Monat neu in einer Stadt anzukommen, ohne zu wissen, wie ein Studium überhaupt abläuft, weder einen Job noch Eltern zu haben, die locker mal meine monatliche Miete übernehmen könnten, machte die Anfangszeit in Frankfurt schwierig. Trotz alledem studiere ich nun seit sieben Jahren an der Goethe-Universität, absolviere jetzt meinen Master-Abschluss und habe mir zudem ein gutes Netzwerk in meinem neuen Zuhause Frankfurt aufgebaut. Mit meinem Text möchte ich kein Mitleid erzeugen. Nein, er soll einen Einblick in die Lebensrealität vieler Studierender aus Arbeiter*innenfamilien mit Migrationshintergrund geben. Er soll Studierende, angehende Studierende oder Absolvent*innen, die die gleiche Lebensrealität teilen, untereinander solidarisieren und daran erinnern, warum Reflexion, Kritik und Zusammenhalt wichtig sind, gleichzeitig motivieren, weiterzumachen und laut zu sein, und schließlich dazu ermuntern, sich nicht allein zu fühlen.

1. Kapitel – Als Arbeiter*innenkind im akademischen Kontext wachsen

Die Universität: Eine – durch die bürgerliche Brille geblickt – freundliche, ansprechende und vermeintlich offene Institution, welche einen Weg in die akademische Welt bereithalten und Menschen dazu einladen soll, sich wissenschaftlich zu bilden. Als Kind einer Arbeiter*innenfamilie ist das Bild der Universität anders konstruiert. Durch wenig Berührungspunkte mit der akademischen Welt stieß ich mit Erklärungen über meinen Studiengang immer wieder auf Unverständnis von meiner Familie. Ihr fehlender Zugang zu akademischer Bildung führte schon oft zu Irritation und vorgefestigten Meinungen über vermeintlich fehlende Bezüge zu praktischer Arbeit seitens Studierender. Wenn man sich die Art der Wissensproduktion in der akademischen Welt ansieht, liegen sie wohl nicht ganz falsch. Welches Wissen wird von wem produziert und auf welche Art und Weise? Welches Wissen wird als Wissen angesehen? Und wer hat überhaupt Zugang zu welchem Wissen?

Dem Blick durch die bürgerliche Brille, welche die Universität als positiv porträtiert, da beispielsweise durch den Erlass der Studiengebühren eine vermeintlich bessere Zugänglichkeit zu Bildung gegeben sei, muss die Kritik und Alltagsrealität vieler Studierender aus Arbeiter*innenfamilien und Menschen mit Migrationshintergrund entgegengestellt werden. Als Arbeiter*innenkind mit Migrationshintergrund im akademischen Kontext zu wachsen bedeutet für mich eine stetige Auseinandersetzung, zum einen damit, wie wichtig studieren und weiterbilden an der Universität ist, um ökonomisch überleben zu können, und zum anderen mit der Realität, dass all das in einem System geschieht, das einem den Weg in der gesellschaftlichen Position, in der man sich befindet, erschwert. Das Durchpeitschen intensiver Lerninhalte führt oft zu Frustration – und nicht wenige geben auf, weil sie den Eindruck gewinnen, dass die Institution Universität nicht für sie gemacht zu sein scheint. Unter dem Deckmantel kapitalistischer Gewinnerbringungen sollen Menschen durch die Bologna-Reform an der Universität zu fähigen Arbeitnehmer*innen abgefertigt werden und schnell auf den Arbeitsmarkt gebracht werden. So bröckelt das Bild des freien wissenschaftlichen Forschens und Lernens und sein wahres Gesicht zeigt sich in der maroden Beschaffenheit der von Zukunftsängsten und Zweifeln geplagten Studierenden.

An einer großen Universität zu studieren, entpuppte sich als anders, als ich es mir vorgestellt hatte. Ohne wirkliches Basiswissen über bürokratische Strukturen, BAföG-Anträge, mögliche Stipendien oder simple Selbstorganisation im Studium verbrachte ich erstmal einen Großteil meiner Zeit damit, eine Übersicht darüber zu bekommen, was es bedeutet, ein Teil der Welt der Akademiker*innen zu sein. Scherzhaft sprach ich immer davon, den Klassenaufstieg erreicht zu haben (im Hinterkopf noch nicht mal wissend, was ich genau studiere und wohin mich das überhaupt bringen wird), doch in mir wirbelten diese Scherze viele Gedanken auf: ›Was bedeutet es nun, ein*e Student*in zu sein?‹, ›Bin ich für diese Welt überhaupt ge-

macht? Es fühlte sich an, als würde es den Studierenden um mich herum viel leichter fallen als mir, und ich konnte mir lange nicht erklären, warum. Ich trat der Fachschaft bei und lernte andere Studierende kennen, die in einer ähnlichen Situation wie ich waren. Ich merkte: Ich bin nicht allein.

Durch meine Politisierung an der Universität erlangte ich eine neue Perspektive auf den Unialltag und konnte mit anderen Studierenden ähnliche Problematiken herausarbeiten: Seien es rassistische Erlebnisse durch einzelne Professor*innen, problematische Lehrinhalte durch fehlende intersektionale Perspektiven in der Lehre oder wenig bis kaum Rücksicht auf Studierende, die während des Studiums arbeiten müssen, um sich ein Studium überhaupt ermöglichen zu können. Unterstützung bei bürokratischen Angelegenheiten oder Schwierigkeiten, den akademischen Fachjargon zu verstehen, gibt es überwiegend durch andere Studierende, die selbst schon genug mit dem eigenen Studium zu tun haben. Dass nicht alle Studierende das Ziel haben, in der Wissenschaft zu bleiben, geht meist etwas spurlos an meinem Fachbereich der Sprach- und Kulturwissenschaften vorbei. Die dadurch entstehende hohe Theorielastigkeit und die geringe Möglichkeit zur Praxis bringen viele Studierende in die Situation, neben dem Studium zusätzliche praktische Erfahrung sammeln zu müssen – gleichzeitig zum Arbeiten. Der große Druck des Studiums lässt Studierende oft abbrechen oder führt zu nervlichen Zusammenbrüchen.

Neben den Problemen innerhalb der Universität ist den meisten anderen Studierenden und Lehrenden aus akademischen Haushalten nicht klar, dass auf Studierenden aus Arbeiter*innenfamilien noch eine andere Form von Druck lastet. Ein Druck, der oft damit zusammenhängt, dass die Familie das gewählte Studium und dessen Strukturen nicht versteht oder aufgrund prekärer Lebenssituationen nicht finanziell unterstützen kann. Ein Druck, der auch daher kommt, dass der Zugang zu Bildung ein Privileg ist und seine Abwesenheit ungleiche Startbedingungen für ein Studium schafft. Als Arbeiter*innenkind im akademischen Kontext zu wachsen, bedeutet für mich, einen Umgang mit viel Druck aufgrund von Erwartungen der Universität und der Familie zu finden, viel zu arbeiten, um mir mein Studium zu finanzieren, und mir dabei ein Zeitmanagement zu erarbeiten, welches mir ermöglicht, einigermaßen in Regelstudienzeit abzuschließen und dabei keine weiteren Krisen zu erleben. Es bedeutet für mich, trotzdem glücklich zu sein, mir erarbeitet zu haben, überhaupt studieren zu können, und mich mit anderen Studierenden zu bilden, zu organisieren und zu politisieren, um etwas zu verändern.

2. Kapitel – Vermeintliche Einheit, die Ausgrenzung schafft, sichtbar machen

Schon zum Ende meiner Schulzeit, die mich eher demotivierte als motivierte, und trotz Lehrkräften, die mich verwundert wegen der Aussprache des Gedankens, ein Studium beginnen zu wollen, beäugten, entschloss ich mich – ohne irgendwelche Berührungspunkte zur akademischen Welt zu haben – zu studieren. Vermutlich teile ich diese Erfahrungen mit vielen Studierenden, die aufgrund ihrer Herkunft mit rassistischen oder klassistischen Vorurteilen in ihrer Schule zu kämpfen hatten und denen es ähnlich erging. Daraus resultierende nicht wirklich überzeugende Noten brachten mich durch das Nachrückverfahren in ein Studium, welches sich inhaltlich mit gesellschaftspolitischen Themen wie Globalisierung, Digitalisierung, Migration, Ökonomie und Mobilität auseinandersetzt. Im Nebenfach beschäftigte ich mich in Südostasienwissenschaften mit ähnlichen Themen, nur mit Fokus auf Südostasien, und erlernte gleich noch eine neue Sprache. Ein ›freies‹ Studium, das ermöglichen soll, ganz nach eigenem Belieben zu forschen und sich dabei noch selbst zu strukturieren – der feuchte Traum aller sich-selbst-verwirklichen-wollenden Individuen und gleichzeitig auch deren Untergang.

Ich habe schon als Kind von meiner Familie gelernt, dass ich mit meinem sichtbaren Migrationshintergrund und meiner Herkunft immer härter arbeiten muss als andere. Wenn man von einem solchen Leben geprägt wurde, ist die Belastung, dem gerecht werden zu können, sehr hoch. Diese Belastung zieht sich durch alle Bereiche des Alltäglichen und so auch durch mein Studium. In einer Welt, die immer unbezahlbarer wird, werde ich oft erschlagen von existentiellen Ängsten, mit denen Studierende aus wohlhabenderem Haushalt keine Berührungspunkte haben. Diese Ängste trage ich weiter aus meiner Familie, die keine andere Wahl hatte, außer zu arbeiten, um überleben zu können. Heute balanciere ich die Verantwortung aus, meiner Familie gerecht zu werden und gleichzeitig viele verschiedene Wege wählen zu können, sei es in Form eines Studiums oder einer Ausbildung. Denn: Wie erkläre ich meiner Familie, ein Studium begonnen zu haben, das keine klare Vorstellung darüber bietet, in welchem Beruf ich landen könnte? Ein Studium, dessen Erklärung und Definition mir bis heute noch schwerfällt und über das andere klassistische Witze reißen, zum Beispiel, dass man später die Aussichten auf den Berufsweg eines*er Taxifahrer*in hätte.

Die nachvollziehbaren existentiellen Ängste der Familie durch Erfahrungen in dieser Gesellschaft lasten auf den Schultern der Studierenden und werden kaum im Alltag der Studierenden aufgefangen, geschweige denn abseits politisierter Gruppen oder Freund*innenkreise besprochen. Alle, die sich für den Weg in die Gesellschaftswissenschaften entschieden haben, kennen diesen *Struggle*. Doch nicht jede*r teilt die Lebensrealität, ein ›Paul-Vincent‹ zu sein, dessen Eltern ihn im Studium bestärken und unterstützen – sowohl finanziell als auch in Form von Ressourcen

wie Literatur oder einem Netzwerk aus Kontakten (an alle ›Paul-Vincent‹ da draußen: Bitte fühlt euch nicht angegriffen, das Problem ist strukturell und nicht individuell!). Studierende, die meine Lebensrealität teilen, wissen jedoch, wovon ich spreche, wenn die Familie eine ganz andere Vorstellung für einen hat, wie zum Beispiel Ärztin zu werden oder Jura zu studieren. Und ich kann es ihnen nicht mal verübeln. Wie auch? Fundiertes Halbwissen wird nicht nur darüber vermittelt, dass aufgrund von zu kurz kommenden Lerninhalten zu wenig Zeit und Raum gelassen wird, um zu forschen, sondern auch, weil die Frage offenbleibt, was man da überhaupt im Studium macht.

Zumindest den Betroffenen ist klar, dass die akademische Welt – während und nach dem Studium – nicht für alle gleich zugänglich ist. Warum sonst ist es immer so hell im Raum, wenn man Vorlesungssäle betritt oder an Tagungen und Konferenzen teilnimmt?

3. Kapitel – Gehör finden durch Gemeinschaft

In meiner Zeit als Studierende habe ich mir oft diese Fragen gestellt: ›Habe ich etwas verpasst oder nicht richtig mitbekommen?‹, ›Liegt es an mir persönlich oder wirklich an den äußeren Umständen wie der Tatsache, dass ich aus einer Arbeiter*innenfamilie komme und einen Migrationshintergrund habe, also an gesellschaftlichen strukturellen Problemen, dass mir bestimmte Zugänge versperrt sind?‹ Versperrte Zugänge, die schwierig zu greifen sind, wenn man sie selbst nicht zu spüren bekommt. Sei es die von Alltagsrassismus geprägte Behandlung durch Lehrkräfte oder andere Instanzen, problematische Lehrinhalte und Veranstaltungen, fehlende Unterstützung in bürokratischen Angelegenheiten oder auch fehlende studentische Räume, in denen man sich als BIPOC wohlfühlen und sein kann, ohne von so manchen Ideologien einiger politisierter Studierender vertrieben oder ausgeschlossen zu werden.

Zu Studieren bedeutet für mich ein stetiges Ausbalancieren und Zeitmanagement – Räume zu schaffen, in denen ich in Ruhe lernen kann, arbeiten, um meinen Lebensunterhalt zu verdienen, Hobbys nicht zu vergessen und sich am besten auch politisch zu engagieren. Diese Balance zu halten, wird vielen Menschen wie mir in diesem System stark erschwert. So ist natürlich auch die Institution der Universität nicht frei von diesen strukturellen Problemen.

Rassismus, Antisemitismus, Sexismus, Klassismus und andere Diskriminierungsformen sind Strukturen, die spürbar sind, vor allem in einem Raum, der sehr weiß, akademisch und patriarchal geprägt ist. Einige politisierte Studierende, die diese Probleme oftmals selbst nicht für sich begreifen und nachempfinden können, da sie teilweise nicht betroffen sind, erlernen durch Seminare und Literatur auf wissenschaftlicher oder theoretischer Ebene, sich damit zu befassen. In diesen

Diskursen werden diese Diskriminierungsformen auch oft als Herrschaftssysteme begriffen, was für Dekonstruktionsprozesse auf theoretischer Ebene ein wichtiger Schritt sein kann, aber in meinem Erfahrungsbericht zu weit greifen würde.

Durch die hochschulpolitische Arbeit an der Universität habe ich eine *Community* gefunden, in der ich immer wieder Raum habe, um mich über genau diese Problematiken mit Studierenden auseinanderzusetzen, die die gleichen Erfahrungen wie ich machen. Wir alle sind stets im Austausch und stellen gemeinsam fest: Die Universität und ihre Institutionen haben ein großes Problem und die Aushandlungen darüber finden im Öffentlichen viel zu wenig Raum und bleiben oft innerhalb der akademischen Welt hängen.

Die Erfahrungen, die wir BIPOC Studierende aus Arbeiter*innenfamilien machen, werden oftmals abgetan oder unsichtbar gemacht. Institutionen der Universität, an der ich studiere, positionieren sich nicht klar gegen rechte Gesinnungen. Inhalte einiger Studiengänge sind problematisch und werden kaum kritisiert. Alle diese Beispiele lassen mich und andere BIPOC unsicher und unwohl fühlen in der Universität. Wenn ich an die Universität komme, möchte in keinem Seminar sitzen, in dem Worte wie das N*-Wort fallen. Ich möchte Raum haben, mich kritisch und konstruktiv zu bilden, und ich möchte nicht unterbrochen oder ungehört gemacht werden, wenn ich mich gegen die Verherrlichung von Kolonialismus positioniere. Gerade die Universität verstehe ich als einen Raum, welcher dafür da sein sollte, offene und kritische Diskurse zu führen, gesellschaftliche Problematiken sichtbar zu machen und sie gemeinsam interdisziplinär und intersektional, lösungsorientiert anzugehen. Vor allem in Studiengängen, die als progressiv gelten und auch zum Teil von jungen Lehrkräften gelehrt werden.

Dass man sich als BIPOC an der Universität nicht wirklich im beruflich-akademischen Werdegang repräsentiert fühlt, ist offensichtlich – zumindest aus Sicht Betroffener. Immer wieder beschleicht mich das Gefühl, dass die Problematiken unserer Gesellschaft gedanklich extrahiert werden vom universitären Kontext, anstatt zu sehen, wie diese institutionell reproduziert werden. Rassismus, Diskriminierung und Chancenungleichheit, vor allem im akademischen Sektor, sind sichtbar, es bedarf dafür nur Augen, die geöffnet bleiben, hinsehen und sich dem nicht verschließen. Es bedarf Münder, die sich hörbar machen und Gehör finden, sowie Taten, die etwas verändern.

Aber sollte ich denn nicht meinen, dass mit all den bereits bestehenden Antidiskriminierungsworkshops und dem Willen zu mehr Diversität auch Fortschritt in Aussicht steht? Naja, fragen wir doch mal die Leiterin des Frankfurter Forschungszentrums Globaler Islam und Professorin am Institut für Ethnologie, warum sie es für notwendig hielt, den Oberbürgermeister Tübingens, der wegen seiner rassistischen Aussagen bereits bekannt war und sich sogar traute, eine*n Studierende*n mit dem N*-Wort anzugreifen, einzuladen und damit den Campus zu einem unsicheren Ort für viele Studierende zu gestalten. Ein Beispiel von vielen, die betroffene

Studierende zweifeln lassen, ob die Universität wirklich der Ort ist, der er vergeblich versucht zu sein. Folgende Ziele strebt beispielsweise die Goethe-Universität Frankfurt a.M. in ihrer Antidiskriminierungsrichtlinie von 2020 an:

»Ziel der Richtlinie ist, jede Form von Diskriminierung insbesondere rassistischer, ethnisierender, antisemitischer und antimuslimischer Art sowie Diskriminierung bezogen auf geschlechtliche und sexuelle Identitäten und zugeschriebene bzw. angenommene oder tatsächliche Eigenschaften wie Lebensalter, Religion oder Weltanschauung, Behinderung, soziale Herkunft bzw. sozialer Status und andere soziale Stigmatisierungen zu verhindern oder zu beseitigen.« (Goethe-Universität Frankfurt a.M. 2020: 2)

Doch geht das auf mit den Erlebnissen, die schon allein ich in meinem Erfahrungsbericht wiedergebe? Persönliche Erlebnisse, die sich einreihen in die Erfahrungen vieler anderer Studierender. Erfahrungen, die Fragen aufbringen: Ist die Universität wirklich für *ALLE* gemacht? Werden diese Ziele wirklich umgesetzt oder dienen sie nur als exemplarisches Aushängeschild für oberflächliche Inklusion und Diversität? Wenn die Goethe-Universität »präventive und strukturelle Maßnahmen zur Vorbeugung oder Verhinderung von Diskriminierung in Hinblick auf ihre spezifischen Problemlagen« (2020: 4) laut der Antidiskriminierungsrichtlinie weiterentwickelt, frage ich mich, wieso immer noch so viele Problematiken reproduziert werden oder ob all das nicht doch viel tiefer angegangen werden muss. Die problematische Geschichte der Goethe-Universität, einverleibt in den dicken Gebäudemauern, wird immer weiter im Anbau neuer Mauern fortgeführt, in gleicher Form und Farbe weitergetragen; der kontinuierlichen Vereinheitlichung dienend und auf die kleinste Irritation abstoßend reagierend; symbolisch für die kläglich gescheiterte Inklusion und Diversität – denn was nicht konform ist, passt nicht. Solange, bis es passend gemacht wird.

Mein Text soll durch seine Beispiele kritisch auf ein strukturelles Problem aufmerksam machen. Wir alle tragen unseren Rucksack an Erfahrungen und spüren einen Drang, sie zu teilen. Um Ballast loszuwerden, um Verbündete zu finden, um sich zu organisieren, um sich zu wehren und um sich gegenseitig zu stärken. Sich einfach verständlich und hörbar zu machen in einer Gesellschaft, die einen oft in Tiefen zieht, durcheinanderwirbelt, wieder auskotzt und einem dann noch einreden will, man hätte sich selbst in die Tiefe gestürzt.

Und so greife ich meine anfangs gestellte Frage wieder auf: ›Liegt es an mir?‹ In einer Welt, in der Solidarität, gleiche Rechte und Zusammenhalt angestrebt werden, sind wir aus meiner Perspektive verantwortlich füreinander. Und das bedeutet, für *ALLE* – ganz unabhängig von Herkunft, gesellschaftlicher Position, sexueller Orientierung, Geschlecht oder Religion. Die Gesellschaft ist vielfältig und wir sind alle unterschiedlich, doch das sollte uns nicht im Wege stehen, um gegen ein System an-

zukämpfen, dass sich am besten darin schlägt, immer weiter nach unten zu treten. Es an der Zeit, dies als strukturelles Problem anzusehen, kollektiv im Kern anzugehen und zu bekämpfen. Es liegt an uns allen!

4. Kapitel – Apell

Ich bin Oiza – mit meiner eigenen Geschichte, meinem eigenen Sein, meinem Leiden, meinen Freuden, meinem Wissen, meiner Kritik, meiner Herkunft, in meiner gesellschaftlichen Position. Doch ich bin nicht nur einfach Oiza, ein Einzelfall. Wir sind gleich, wir sind anders, wir sind wie du, wir sind wie ich – *wir sind viele*. Wir sind nicht allein, und wir werden weiterkämpfen.

»grenzenlos und unverschämt
ein gedicht gegen die deutsche sch-einheit
ich werde trotzdem
Afrikanisch
Sein
Auch wenn ihr
Mich gerne
Deutsch
haben wollt
und werde trotzdem deutsch sein
auch wenn euch
meine schwärze
nicht passt (...)«
May Ayim, 2022

Literaturverzeichnis

Ayim, May (2022): »Grenzenlos und unverschämt«, Münster: Unrast.
Goethe-Universität Frankfurt a.M. (2020): »Antidiskriminierungsrichtlinie der Goethe-Universität«, online unter: <https://www.uni-frankfurt.de/80757763/antidiskriminierungsrichtlinie.pdf>, zuletzt aufgerufen am 13.03.2024.